

Goethe und die schönen Damen

Johann Wolfgang von Goethe – wir sprechen diesen Namen voller Ehrfurcht aus und haben uns angewöhnt, den Dichturfürsten auf einen so hohen Sockel zu hieven, daß seine kleinen oder auch größeren menschlichen Schwächen unserem Blick entschwunden sind. Seine edelmütigen Helden hat er nur aufs Papier gebracht. Für sein eigenes Leben hat er alles andere als Edelmut für sich reklamiert. Er war ein Genießer und ein Schwerenöter, und er hat schon früh nach dem anderen, dem schönen Geschlecht geschickt, und er hat eine Jugendliebe im seinem bekanntesten Drama, dem „Doktor Faustus“, unsterblich gemacht: Wir kennen alle die Gretchenfrage. Deshalb lassen Sie mich dem Lebensbild Goethes eine Betrachtung über die Rolle des Gretchens, der Frau schlechthin, im Denken des Dichturfürsten voranstellen, bevor wir zu dem amüsanten Teil kommen.

„Heinrich, mir graut's vor dir!“ Dieser Ausruf am Ende von Goethes „Faust I“ geht einem durch Mark und Bein. Wir kennen das Drama und wollen, meine Damen, nun die besondere Rolle der Margarethe in Goethes größtem Werk untersuchen. Was steht hinter diesem Verzweiflungsschrei? Wie kann dieses liebevolle, „sitt- und tugendreiche“ Kind, das sich Heinrich, eben Faust, so rührend, so unabdingbar verschrieben hat, nun gegen Ende des Dramas eine so entschiedene Abwendung von dem Geliebten aussprechen, die sich bis zum „Graus“ steigert?

Mehrheitlich wird die weibliche Hauptfigur in diesem Goethe-Drama aus einer Sicht gedeutet, die beinahe fester Bestandteil einer dramaturgischen Weltanschauung geworden ist: Gretchen ist wehrlos vor Fausts Größe, ist sein Opfer, ist eine Verführte, und im Kerker ist sie durch Leid und Not zum Wahnsinn gebrochen.

Aber ist Gretchen denn tatsächlich wehrlos und somit schuldlos schuldig geworden? Ist sie wirklich nur das „Objekt“, sozusagen ein „Lustobjekt“, das an Faust nicht heranreicht und sich von ihm nur hat verführen lassen? Oder zeigt nicht Gretchen im Gegenteil eine Geistesgröße, die der des Faust ebenbürtig ist? Kehren wir zurück zum Beginn des Dramas:

Am Anfang von „Faust I“ erleben wir den „Magister und Doctor“ Faust als eingefleischten und etwas verstaubten Single. Weder in seinem Denken noch in seiner Umgebung ist ein weibliches Wesen von einiger Bedeutung zu bemerken. Faust steckt inmitten einer

Lebenskrise, vielleicht einer Midlife-Crisis. Voller Schmerz erkennt er die Grenzen seines Wissens, und sein „dunkler Drang“ seines Geistes, der ihn zu immer weiterer Suche führt, bleibt unbefriedigt. In solcher Verzweiflung möchte er in der Osternacht sein Leben enden. Aber der Klang der Osterglocken und himmlischer Chorgesang halten ihn von dem Selbstmord ab, „die Erde hat ihn wieder!“.

Aber beim Osterspaziergang gesteht Faust seinem Schüler Wagner: „Zwei Seelen wohnen, ach! In meiner Brust!“ Es zerreißt ihn fast in diesem Spannungsfeld. Mit der einen Hand klammert er sich „in derber Liebeslust sich an die Welt“, mit der anderen strebt er hin zu den „Gefilden hoher Ahnen“. Dieser Widerstreit geht mit Unruhe, Zweifel und Unzufriedenheit Hand in Hand.

Genau die rechte innere Verfassung und genau der passende Moment für Mephisto, auf den Plan zu treten. Er hat mit „dem Herrn im Himmel“ gewettet, daß es ihm gelingen werde, Faust „von seinem Urquell“ weg zu locken. So bietet Mephisto Faust einen Pakt an: Er stehe dem „Doctor“ in jeder Beziehung zu Diensten, solange dieser auf Erden lebe. Danach allerdings ... Nun, was dann komme, interessiere ihn nicht, winkt Faust energisch ab. Wenn er jedoch zum Augenblicke jemals sagen sollte: „Verweile doch, du bist so schön“, wenn er sich also auf dem „Faulbett“ von Welt- und Selbstgefallen beruhigt niederlasse, dann, ja dann solle der Pakt gelten und Mephisto alle Macht über Faust haben.

Ein Tropfen vom Blute des „Doctors“, der sich mit diesem konflikträchtigen Pakt auf das Abenteuer Selbsterkenntnis einläßt, besiegelt die Absprache. Nachdem dieser Pakt geschlossen ist, fhrt Mephisto den wissensverstaubten Doktor aus der Enge seines gotischen Studierzimmer heraus, um ihn aufzumbeln und ihm zunächst die „kleine, dann die große Welt“ vorzuführen. In Auerbachs Keller in Leipzig, einer Bier- und Weinkneipe, hält Mephisto erst einmal eine Gruppe von Studenten mit Hokuspokus zum Narren und kommentiert sein Spiel ironisch: „Den Teufel spürt das Völkchen nie, und wenn er sie beim Kragen hätte!“

Danach geht die seltsame Reise weiter, hinab in die „große Welt“ der Hexenküche. Hier wird unter düsteren Umständen ein Trank für Faust gebraucht, der ihn verjüngt, so daß er nun die „schöne Helena“ als Symbol männer- und weltverwirrender Frauenschnheit in jedem Weib erblicken wird. Nach dieser von Mephisto inszenierten „Kur“ zugunsten von Fausts eigener

Seele, die nun „in derber Liebeslust“ sich an die Welt anklammert, setzt prompt die Szenenfolge der Gretchen-Handlung ein.

Faust und Margarete, genannt Gretchen, begegnen einander zu ersten Mal, als sie gerade aus dem Dom kommt – ein krasser Gegensatz zu dem, woher Faust gerader kommt, den Hexentrank im Leibe. So spielen es auch die meisten Inszenierungen aus: Gretchen, das Gebetbuch unterm Arm, ein Sinnbild von Tugend, Sitte und Frömmigkeit, und ihr entgegen Faust, durch Höllenkunst verjüngt, attraktiv und voll sinnlichen Begehrens nach ihrer Schönheit.

Vorerst begehrt Faust „das schöne Kind“ auf der Stelle zum „Liebchen“. Mephisto muß sie ihm verschaffen. Und der „Geist, der alles verneint“, auch die Liebe, geht ans Werk und tut, was Faust von ihm verlangt. Teufelsspiel und Teufelslist räumen für Faust und Gretchen den Weg frei, der zur liebenden Vereinigung des Paares führt.

Liebed? Kann unter den hier beschriebenen Umständen Liebe – im Sinne einer Herzensliebe, die über rein erotisch-sexuelle Kontakte hinaus reicht, überhaupt zustande kommen, zu einer tragenden Kraft sich aufbauen?

Was Faust anbelangt, lässt sich Frage ohne großes Überlegung mit einem klaren Nein beantworten. Faust will nicht lieben, er will genießen, und es liegt auf der Hand, wie es um seine Liebe steht, wenn er eigens dazu einen Bund mit dem Teufel eingeht. Auch hat man noch sein scharfes Verlangen im Ohr, mit dem er von Mephisto Gretchen sozusagen einfordert: „Hör, du mußt mir die Dirne schaffen!“

Diese Haltung Fausts gegenüber Gretchen ändert sich im Gang der Handlung vorerst nur in der Schattierung seines gedanklichen Unterbaus, nicht aber im Grundzug. So wie Faust in seinem Inneren keinen wirklichen Begriff von Gott hat – „Name ist Schall und Rauch“ – , so hat er auch keinen Namen, keinen Begriff für die Liebe.

Wie steht es nun mit Gretchens Liebe: Die Antwort darauf ergibt sich aus ihrem Leben. Faust gegenüber beschreibt sie sich als die eigentliche Betreuerin des Hauswesens und ihrer Familie. Der Vater ist gestorben, und obwohl er „ein hübsch‘ Vermögen“ hinerließ, ist Gretchen für alles zuständig. Eine Magd gibt es nicht im Hause, dazu ist die Mutter wohl zu

geizig, und fromm ist sie obendrein. Die Mutter ist elend dran, denn nach des Vaters Tod wurde Gretchens kleine Schwester geboren. Nun hatte sie auch das Kind noch zu versorgen, doch es ist trotz mütterlicher Fürsorge bald gestorben.

Aus Gretchens Bericht klingt so etwas wie Unzufriedenheit. Sie sei viel allein, die strenge Mutter sei ihr keine echte Freundin, die monotone Haushaltsarbeit nerve: „...und immer fort wie heut so morgen“. Gretchen verspürt eine große Leere in sich, und in dieser Leere begegnet ihr Faust. Bei der ersten Begegnung spricht er sie mit „Fräulein“ an und schmeichelt ihr, denn diese Bezeichnung steht damals einer Bürgerlichen nicht zu. So erwidert sie schnippisch die Galanterie des „Doctors“: „Bin weder Fräulein, weder schön, kann ungeleitet nach Hause geh'n!“

Doch zu Hause angekommen, sinniert sie über diese Begegnung nach. Sie „gäb' was drum“, Näheres über diesen Mann zu erfahren. Natürlich hat er ihr gefallen, natürlich ist ihr diese Begegnung hochwillkommen im täglichen Einerlei von Haushalt und Mutter.

Mit Gretchens gedanklicher Zuwendung ist die Tür für Fausts Begehren bereits einen Spalt breit geöffnet. Dieser Spalt öffnet sich schnell weiter, nämlich schon durch das erste der beiden Juwelenkästchen, die Faust mit Mephistos Hilfe in Gretchens Zimmer gemogelt hat und an dem sie nun lebhaftes Interesse zeigt. Die Sache läuft zwar schief, weil die akkurate Mutter den Schmuck um Himmelslohn der Kirche schenkt – „die Kirch allein, ihr guten Frauen, kann ungerechtes Gut verdauen!“. Aber nun sitzt Gretchen nach Mephistos Bericht unruhig und denkt „ans Geschmeide Tag und Nacht, noch mehr an den, der's ihr gebracht.“

Folgerichtig wandert das zweite Schmuckkästchen, das Mephisto auf Geheiß von Faust besorgen muß, diesmal nicht in die Hände Mutter. Gretchen trägt's – und das ist allein ihre Initiative – zur Nachbarin. Sie brennt darauf, den Schmuck anzulegen, und als Mephisto zu den beiden Frauen stößt, um die Bande für Faust weiter zu spinnen, spricht Gretchen ohne die ursprüngliche Zurückhaltung auch mit ihm.

Ihr Feingespür für seine falsche Natur scheint übertönt zu sein – kurz zuvor hatte es sich noch bemerkbar gemacht. Da ängstigte sie in ihrer Kammer ein dumpfer Druck im Innersten, nachdem Faust mit Mephisto dort eingedrungen war und das Kästchen versteckt hatte.

Doch mit dem zweiten Schmuckkästchen hat Faust, hat auch Mephisto „leichtes Spiel“, um ans Ziel der Wünsche zu gelangen. Jetzt ist es nämlich Gretchen, die das Heft des Handelns in ihre Hand nimmt. Schließlich will nun auch sie an das Ziel ihrer Wünsche gelangen, und dieses Ziel ist Faust.

Diese Wünsche halten Gretchens Denken jetzt besetzt, füllen ihr Gemütsleben aus, brechen die Ruhe ihres zur Enge gewordenen Alltags auf. In der Kammer am Spinnrad sieht sie mit beschwörenden Worten den Geliebten herbei: „Ach, dürft‘ ich fassen und halten ihn, und küssen ihn, so wie ich wollt‘, An meinen Küssen vergehen sollt‘!“

Auch Gretchen spricht nun ganz auf der Stufe des Begehrens nach ihrem Partner – genau wie Faust Gretchen begehrt. Diese Kraft des bedingungslosen Begehrens lässt sie über die Rolle des mühelos verfügbaren „Geschöpfchens“ hinauswachsen.

Nein, die Szene am Spinnrad ist nicht nur ein rührendes Bild für das beunruhigende Gefühl des Verlorenseins an den Partner, wie es ein verführtes „schönes Kind“ fühlen mag. Der fatalistische Gleichmut zu Beginn der Begegnung mit Faust ist der Leidenschaft gewichen.

Jetzt ist der Impuls da, selbst tätig zu werden. Gretchen grübelt darüber, wer dieser Mann wohl sei. Nun bricht sie aus ihrer Ruhe auf, ergreift die Initiative, diese Beziehung engstmöglich zu gestalten. Ihr Handeln und Fühlen sind jetzt von einer Entschlossenheit gekennzeichnet, die der des Faust gleicht – unabdingbar! Die Vorstellungen von Sitte und anerzogener Moral opfert sie nicht unbedenklich, aber in aller Entschiedenheit der Liebesbeziehung zu Faust. Damit zeigt sie als Frau dieselbe Konfliktbereitschaft wie Faust und begibt sich wie dieser auf einen risikoreichen Weg.

Wenn man Gretchens Rolle so sieht, dann kann ihre Rolle nicht die eines verführten Opfers sein, das gegenüber dem großen Faust keine Chance und schuldig wird, ohne schuldig zu sein. Gretchen hat ihr Schicksal nun selbst in die Hand genommen. Dadurch wird Heinrichs Schuld an Gretchens Schicksal zwar nicht geschmälert, aber auch Gretchen ist mit dieser Interpretation verantwortlich für ihr Handeln und hat die Konsequenzen – die Schuld – selbst zu tragen.

Der „dunkle Drang“ birgt allemal das Risiko zu einem Irrtum: „Es irrt der Mensch, solang‘ er strebt.“ Das heißt doch: Im Leben mit einer Tat zu irren, bringt allemal mehr voran, als nicht mehr zu streben oder – Originaltun Faust – „auf dem Faulbett der Zufriedenheit“ in Selbstzufriedenheit die Zeit zu verplempern. Der dunkle Drang sucht nach Klarblick der Erkenntnis – auf jeder Bewusstseinssebene: der des Gefühls, der Liebe, des Glaubens.

Mit Gretchens Glauben ist das so eine Sache: Als sie erstmals den höllischen Hauch von Mephistos Gegenwart in ihrer Kammer wahrnimmt, wittert sie Gefahr. Aber sie „weiß“ nichts, denkt sie sich nichts weiter dabei. Ähnliches wiederholt sich in der sprichwörtlich gewordenen „Gretchenfrage“: „Glaubst du an Gott?“ In dieser Szene meldet sich in Gretchens Innerem weit deutlicher das Unbehagen gegenüber Mephisto, sie hat „ein heimliches Grauen“. Noch heimlich, unklar also, spricht sich hier dasselbe Grauen aus, das Gretchen später im Kerker in aller Klarheit vor Mephisto und Heinrich empfinden wird. Zum Zeitpunkt der Gretchenfrage ist die Gemütsregung noch nicht stark genug, um ihm zu sagen: „Solange du mit diesem im Bunde stehst, fehlt meiner Liebe zur dir die Luft zum Atmen.“ Statt dessen – und um ihre Schwäche gegenüber sich selbst zu rechtfertigen – macht Gretchen sich klein vor Faust als das „arm, unwissend Kind“, das zu allem ja und Amen sagt. Erst zuletzt, im Kerker, klärt sich Gretchens Feingespür zur hellwachen, nicht mehr zu verdrängenden Wahrnehmungsfähigkeit ihres Geistes, zur geschärften Empfindung. Und nun erkennt sie mit „Graus“, mit wem Heinrich Faust wirklich im Bunde steht.

Teuflich ist denn ja auch Gretchens Schicksal. Ihre Mutter stirbt an dem Schlaftrunk, den ihr die Tochter um den Preis einer Liebesnacht verabreicht. Gretchens Bruder Valentin stirbt durch Fausts Hand, die von Mephisto geführt wird. Gretchen selbst ertränkt ihr Kind, das wie von Heinrich empfangen hat. Das Ende: Der Richterspruch ist gefällt, Gretchen ist in den Kerker geworfen, um durch das Schwert des Henkers den gerechten Tod einer Kindsmörderin zu sterben.

Über solchem Schicksal würde manch einer wohl wahnsinnig werden. Nicht so Gretchen. Sie hat selbst noch im Kerker die Kraft, mit der sie ganz folgerichtig und aus der Erkenntnis eigener Schuld ganz entschieden ihr Grauen gegenüber dem früheren Geliebten ausspricht. Sie entscheidet sich für sich selbst und zum Tragen ihrer Schuld.

Natürlich ist Gretchens Denken und Reden im Kerker umfängen von ihrem Elend, ihrer Schuld, ihrer Liebe. Sie durchlebt und durchleidet das Geschehen immer neu mit eindrucksvollen Bildern wie aus alten Mythen oder Märchen. Mit Bildern, die sich zum „Kerkerlied“ verdichten. Ihr Schuldbewusstsein wird zur schrecklichsten Pein gesteigert, die ihr Kopf und Herz „verrücken“. Aber deshalb ist sie nicht wahnsinnig. Wer Möbel verrückt, der ändert nur ihren Standort. Und Gretchen nimmt einen solchen Standortwechsel eben mit der Schuldfrage, mit der Ethik, der Moral vor. Sie gibt im Kerker ihrem Menschsein einen neuen Maßstab, neue Koordinaten.

Und jetzt erwächst in ihr eine echte Frömmigkeit, die die Krücken und Brücken von Katechismus und Gebetbuch nicht mehr braucht. Unmittelbar-persönlich, als Frau, als Kreatur wendet sie sich an den Schöpfer, an den „Vater im Himmel“, und überantwortet sich seinem „himmlischen Gericht“ – als eine Büßende, als eine, die für ihre Schuld einzustehen bedingungslos bereit ist.

Gerade in ihrem Graus vor Faust bekennt sie zugleich auch ihre große, ihre wirkliche Liebe zu ihm. Sie bestätigt – ihrer Abwendung zum Trotz – mit dem Rufen „Heinrich, Heinrich“ diese Liebe. „Von innen, verhallend“, hat Goethe in die Regieanweisung geschrieben. Gretchen sieht, daß Faust immer noch von Mephisto fremdbestimmt ist, und daß sie machtlos gegen diese schädliche Beziehung ist.

Denn Faust ist zu dieser Zeit noch nicht so weit wie Gretchen, Gretchen hat ihn sozusagen in der Selbstfindung überholt. Faust geht den Weg der Rücksichtslosigkeit weiter, mit der er sich auf diese Welt, ihr Leben, die Macht über sie und den Genuß in ihr einläßt. Sein dunkler Drang hält ihn immer noch davon ab, sich an den Augenblick zu verlieren, zu dem er sagen könnte: „Verweile doch, du bist so schön!“ Aber auch Faust erfährt eine Wandlung: Mephisto will die Begegnung mit der Weiblichkeit auf der Ebene des sinnlichen Begehrens halten. Es geht schließlich um eine Wette. Es geht darum, Faust so zu übertölpeln, daß er im Augenblick der Liebeslust alles andere darüber vergißt. Aber er hat Fausts Gewissen unterschätzt, er macht sich Vorwürfe, er zeigt Skrupel. Sein Selbstvorwurf bezüglich Gretchen: „Sie, ihren Frieden musst‘ ich untergraben!“ Jetzt tritt das Gegenteil von dem ein, was Mephisto erreichen wollte: Die Beziehung zu Gretchen verinnerlicht, vertieft sich bei Faust.

Die Kerkerzene zwischen Faust und Gretchen ist nicht nur ein Gipfel des Elends, sie ist auch der Wendepunkt auf dem Faustischen Weg. Längst ist Gretchen nicht mehr das verdinglichte „Liebchen“, die „Puppe“, das „süße Kind“, der „kleine Engel“.

Als sich am Ende von „Faust II“ die Liebenden unter den Augen der Himmelskönigin wieder begegnen, gehören ihre Namen zur „alten Hülle“, der sie sich „entrafte“ haben. Margarete ist jetzt „Die eine Büßerin – sonst Gretchen genannt“.

Auf Erden jedenfalls ist sie ihm in ihrer Bewusstseinsläuterung voraus, hat Faust sozusagen überholt. Eher als Dr. Faustus spricht deshalb die „Stimme von oben“ Margarete die Gewißheit zu: „Ist gerettet“. Das Drama verkehrt über weite Passagen ganz unbemerkt sozusagen die Hauptpersonen – wenn man sich die Mühe macht, neben Fausts Schicksal auch das von Gretchen genauer zu untersuchen.

Ich hoffe, es ist mir gelungen, den großen Respekt Goethes herauszuarbeiten in meinem Vortrag, den er gegenüber der Weiblichkeit gehegt hat – auch wenn er ein arger Schwerenöter war.

Der war er schon von Jugend an, und darauf wollen wir jetzt zu sprechen kommen:

Große Freude im der Familie des Kaiserlichen Rates Kaspar Goethe und seiner Frau Katharina Elisabeth geborener Textor. Kaspar Goethe entstammt einer thüringischen Handwerkerfamilie, die sich durch redlichen Fleiß zu Wohlstand und Ansehen emporgearbeitet hatte. Kaspar Goethe hatte Rechtswissenschaften studiert, lebt jetzt aber – nach weiten Reisen, sie es sich für die Söhne wohlhabender Bürgerfamilien damals gehörte – als „Kaiserlicher Rat“ ohne bestimmtes Amt. Er widmet sich künstlerischen und naturwissenschaftlichen Liebhabereien. Die Mutter – Frau Aja, wie sie von ihren Freundinnen genannt wurde – war die Tochter des Frankfurter Bürgermeisters Textor. Sie muß eine prächtige Frau gewesen sein: fröhlich, phantasievoll, warmherzig. Sie hatte es mit dem kaiserlichen Rat nicht immer leicht, denn Kaspar Goethe konnte engherzig und kleinlich sein, und das war seine Frau nicht gewohnt. Der Dichter hat seine Eltern später so geschildert:

Vom Vater hab' ich die Statur, des Lebens ernstes Führen;

Vom Mütterchen die Frohnatur, die Lust zu fabulieren.“

Johann Wolfgangs Kindheit fällt in eine bewegte Zeit: Der Kampf zwischen Österreich und Preußen erschüttert ganz Europa. Auch in das neue Haus am Hirschgraben in Frankfurt bringen die politischen Auseinandersetzungen unruhige Stunden, aber auch unvergeßliche Erlebnisse. Im siebenjährigen Kriege sind Vater und Sohn „fritzisch“, also preußisch gesinnt. Die übrige Familie hält treu zu Maria Theresia und zu ihrem Sohn Josef II, der 1764 in Frankfurt zum Römischen Kaiser gekrönt wird. Zum Verdruß des Vaters quartiert sich der französische Königsleutnant Graf Thoranc im Hause Goethe ein, ein großer Kunstliebhaber. Er vermittelt Goethe erste Einblicke in Theater, Musik und Malerei.

Unterrichten wollte der Vater seinen Filius in erster Linie selbst. Später kommen ausgezeichnete Privatlehrer dazu. Johann Wolfgang lernt die französische, englische, italienische, griechische und hebräische Sprache. Darin entspricht er noch völlig dem Aufklärungsideal, denn Sprachkenntnisse sind die Schlüssel zu den Wurzeln der jeweiligen Kultur und der abendländischen Geschichte. Schon bald formt Johann Wolfgang seine Erlebnisse selbst sprachlich und zeichnerisch aus. Aber auch am Reiten, Fechten, Schwimmen, Schlittschuhlaufen und Tanzen hat er Freude.

Amouröse Abenteuer hat er in Hülle und Fülle. Dabei war unter erotischen Beziehungen damals freilich etwas ganz anderes zu verstehen als in der heutigen schnellebigen Zeit, die gleich alles auf den Punkt bringen zu müssen meint – auch in der Erotik. Beispielsweise nach dem Motto: Darf ich bitten, oder wollen wir erst tanzen?

Nein, das war damals ganz anders. Der Blick auf einen unbekleideten Damenfuß, ein sanfter Schubs in die Taille für die Schaukel, gemeinsames Flanieren oder gar ein vorsichtig gehauchter Kuß in der Gartenlaube waren für den jungen Herrn schon echte erotische Höhepunkte. Goethe genoß das, aber er wollte mehr, und er bekam mehr.

Das ging schon mit 14 Jahren los. Goethe erinnert sich an diese Zeit: „Die ersten Liebesneigungen einer unverdorbenen Jugend nehmen durchaus eine geistige Wendung. Die Natur scheint zu wollen, daß ein Geschlecht in dem andern das Gute und Schöne sinnlich gewahr werde. Und so ging auch mir durch den Anblick eines Mädchens von großer Schönheit, durch meine Neigung zu ihr, eine neue Welt des Schönen und Vortrefflichen auf.“ Seine Schwester Bettina lacht ihn damals aus, seine Angebote lacht ebenso über sein noch

unbeholfenes Geständnis seiner Liebe, Goethe bekommt einen Korb – und wendet sich einem anderen Mädchen zu.

Sie ist eine Magd und heißt Gretchen. Goethe läßt sich mit Altersgenossen von ihr Weinkredenzen. Er bittet sich an seine Seite, und als er Gedichte aus eigener Feder vorliest, legt sie ihm den Arm auf die Schulter. Zu einem anderen Termin, nämlich anlässlich der Kaiserkrönung Josefs des Zweiten in Frankfurt im Jahre 1864, schlendert er mit Gretchen Arm in Arm durch einen Park. „Ich an Gretchens Seite deuchte mir wirklich in jenen glücklichen Gefilden Elysiums zu wandeln, wo man die kristallinen Gefäße vom Baume bricht, die sich mit dem gewünschten Wein sogleich füllen, und wo man Früchte schüttelt, die sich in jede beliebige Speise verwandeln. Vor ihrer Haustür küßt Gretchen Johann Wolfgang auf die Stirn – der erste und der letzte Kuß in dieser Beziehung.

Denn Gretchen hatte es faustdick hinter den Ohren, sie hat gemeinsam mit Altersgenossen geklaut, die Polizei ist ihr auf den Fersen, sie wird eingelocht. Macht nicht für Goethe, denn es wurmt ihn, daß Gretchen ihn gegenüber anderen Freunden als ein Kind bezeichnet hatte.

Später macht er eine andere Dame mit demselben Namen, in demselben Alter und mit ähnlicher Naivität unsterblich in der Literaturgeschichte: Gretchen wird Fausts Geliebte, und unter ihrem Eindruck formuliert er das Glück: „Sollt ich zum Augenblicke sagen: Verweile doch, du bist so schön!“

Ein Jahr nach der Begegnung mit Gretchen geht Goethe zum Studium nach Leipzig. Er soll Jurist werden wie sein Vater, hat aber keine Lust dazu und probiert seinen Genius in anderer Richtung aus. Seiner Schwester Cornelia schreibt er am 11. Mai 1767: „Man lasse mich doch gehen. Hab ich Genie, so werde ich Poet werden, habe ich keins, so helfen alle Kritiken nichts!“

Im Weinhaus von Schönkopf hat der Student seinen Mittagstisch. Sogleich wirft er ein Auge auf die Tochter des Hauses. Verliebt schnitzt er den Namen Ännchen in die Rinde eines Lindenbaumes. Aber Ännchen erwidert seine Liebe nur kurzfristig, aber um so heftiger. An seinen Freund Behrisch schreibt Goethe nach einer Liebesnacht: „Noch so eine Nacht wie diese, Behrisch, und ich komme für alle meine Sünden nicht in die Hölle!“ Es gibt nicht viele solcher Nächte für Johann Wolfgang, die Freundschaft mit Ännchen geht in die Brüche, und

statt ihrer hält er bald eine der beiden Töchter des Verlegers Breitkopf in den Armen, nämlich Dorchen. Er hat sein Zeichentalent entdeckt und versucht diese Kunst an dem hübschen blonden Objekt seiner Lust. Als ein Magister den beiden Breitkopf-Töchtern aus dem Buch Esther vorliest, fährt Goethe wütend dazwischen: „Herr, wie können Sie die jungen Mädchen solche Hurengeschichten lesen lassen!“ Der Magister stottert darauf hin, daß das alles doch Gottes Wort sei, aber Goethe schnaubt ihn an: „Prüfet alles, aber nur was gut und sittlich ist, behaltet.“ Daraufhin läßt er Dorchen aus der Bergpredigt vorlesen und nutzt anschließend die Aufforderung, auch die zweite Wange hinzuhalten, gewiß nicht zu einem Rutenstreich. In „Hermann und Dorothea“ hat er dieser Geliebten ein Denkmal gesetzt.

Die Juristerei in Leipzig wider ihn an, Goethe erkrankt, wird zum reinsten Hypochonder. Er kehrt nach Hause zurück, trifft vor seinem Elternhaus die hübsche Schwester Cornelia und klagt ihr sein Leid. Die Eltern verlangen ein Examen, und Goethe bequemt sich dazu. Doch Fräulein von Klettenberg kommt ihm dazwischen, eine gleichermaßen tief religiöse und temperamentvolle junge Frau. Er unterhält sich mit ihr über beide Gebiete – und dichtet naturwissenschaftlich, nämlich über das Wunder des Atmens.

„Im Atemholen sind zweier Gnaden:

Die Luft einziehn, sich ihrer entladen.

Jenes bedrängt, dieses erfrischt;

So wunderbar ist das Leben gemischt.

Du danke Gott, wenn er dich preßt,

Und dank ihm, wenn er Dich wieder entläßt!“

Später schämt Goethe dieser Verse, mit denen er Fräulein von Klettenberg der hohen Theologie hat entreißen und Freiraum für die Liebe hat schaffen wollen. Fräulein von Klettenberg ist nun aber nicht nur eine begeisterte Hobby-Theologin, sie versucht sich auch auf dem Felde der Medizin und der Naturwissenschaften, und Goethe experimentiert wacker mit. Diese Dame gewährt ihm erste Einblicke in die Welt der sich entwickelnden Technik. Immerhin hat James Watt gerade die erste brauchbare Dampfmaschine konstruiert.

In diese Zeit naturwissenschaftlicher Forschung fällt eine neue Erkrankung des gerade 20jährigen Goethe. An Friederike Oeser, eine Freundin aus der Leipziger Studentenzeit, schreibt der junge Dichter: „O meine Freundin, das Licht ist die Wahrheit, doch die Sonne ist nicht die Wahrheit, von der doch das Licht quillt. Die Nacht ist Unwahrheit. Und was ist

Schönheit? Sie ist nicht Licht und nicht Nacht. Dämmerung; eine Geburt von Wahrheit und Unwahrheit, ein Mittelding.“ Merkt er, daß sich Wahrheit und Lüge, Echtheit und Schminke, am besten in der Dämmerstunde vermischen?

Zur Fortsetzung seiner Studien geht er nach Straßburg. Dort läßt er sich von den alten Mütterchen aus dem Elsaß alte Lieder vorsingen, dort – und nicht etwa in der Lüneburger Heide - findet er die volkstümliche Vorlage für sein bekanntes Gedicht „Heideröslein“. Er schwärmt von gotischer Baukunst und von barocken Rundungen einer Pastorentochter, die er kennenlernt, als er mit dem würdigen Herrn Vater in Seesenheim über Herders sprachphilosophische Gedanken diskutiert. Schwärmt von dem knappen weißen Mieder und der schwarzen Taftschürze, von den gewaltigen blonden Zöpfen. „Eine aufkeimende Leidenschaft hat das Schöne, daß, wie sie sich ihres Ursprunges bewußt ist, sie auch keinen Gedanken eines Endes haben und, wie sie sich froh und heiter fühlt, nicht ahnen kann, daß sie wohl auch Unheil stiften dürfte“, notiert er über diese Begegnung – und geht zurück nach Straßburg.

Vergessen kann er freilich besagte Pfarrerstochter Friederike Brion nicht, und nach Straßburg zurückgekehrt, schreibt er ihr sogleich am 15. Oktober 1770: „Liebe neue Freundin. Ich zweifle nicht Sie so zu nennen, denn wenn ich mich anders nur ein klein wenig auf die Augen verstehe, so fand mein Aug im ersten Blick die Hoffnung zu dieser Freundschaft in Ihnen, und für unsere Herzen wollt ich schwören, Sie, zärtlich und gut, wie ich Sie kenne, sollten Sie mir, da ich Sie so lieb habe, nicht auch ein bißchen günstig sein?“

Er kann die Weihnachtsferien kaum erwarten, reist sogleich zu seiner Angebeteten, bringt ihr ein Gedicht über seinen kaum verwundenen Trennungsschmerz mit:

„Der Abschied, wie bedrängt, wie trübe!
Aus deinen Blicken sprach das Herz.
In deinen Küssen, welche Liebe!
O welche Wonne, welcher Schmerz!
Du gingst, ich stund und sah zur Erden
Und sah dir nach mit nassem Blick –
Und doch, welch Glück geliebt zu werden!
Und lieben, Götter, welch ein Glück!“

Zu Pfingsten 1771 ist er schon wieder in Seesenheim bei seiner Angebeteten, doch er bekommt Angst vor der eigenen Leidenschaft, sieht sich in seinem Genius gehemmt und eingeengt. Tränenreicher Abschied, tröstet sich schon am folgenden Abend mit einer Schönen in einer Laube, „Wo wir mit den Nasen aneinander stießen, dass mir's ganz wohl wurde“. Goethe besteht sein juristisches Examen, erzählt seiner Schwester Bettina von seinen Liebschaften und Enttäuschungen, versäumt nicht, sich von Friederike Brion noch einmal schriftlich zu verabschieden und weint über ihre Briefantwort.

Goethe läßt nicht nun nicht etwa in Frankfurt nieder, er geht – 23jährig – nach Wetzlar, weil er sich nach dem Willen seines Vater zunächst in einer fremden Kanzlei umsehen soll, nämlich zu Johann Christian Kestner. Aber er stöbert viel lieber in alten Bücher epikuräischer und stoischer Philosophen der griechischen und römischen Klassik. Und er lernt Kestners Verlobte, Charlotte Buff, kennen – und lieben. Bald nennt er sie Lotte. „Eine leicht aufgebaute, nett gebildete Gestalt, eine reine, gesunde Natur und die daraus entspringende frohe Lebenstätigkeit, eine unbefangene Behandlung des täglich Notwendigen, das alles war ihr zusammen gegeben.“ Kestner bleibt arglos, selbst als Lotte ihm gesteht, daß sie Goethe geküßt hat. Lotte liest ihm die Leviten, als er mehr als einen Kuß will, Goethe weicht. Er notiert: „Ich trennt mich von Lotte zwar mit reinerem Gewissen als von Friederike, aber doch nicht ohne Schmerz.“

Was übrigens Thomas Mann aus „Lotte von Weimar“ gemacht hat, ist – ganz im Gegenteil zu Goethes Eindruck von dieser Dame – an Langeweile kaum zu überbieten.

Er ist zwischenzeitlich auch schon mit Frau von Laroche in Koblenz verabredet, die ihre Töchter unter die Haube zu bringen hat. Die schwarzen Augen der älteren Tochter Maximiliane bringen den Dichter ins Schwärmen, man genießt Hand in Hand den Mond, aber die Anbahnung klappt nicht. Die Zuneigung, die Goethe für Maximiliane empfindet, wird ihm später von deren Tochter Bettina erwidert – sehr viel später. Maximiliane heiratet den Kaufmann Peter Brentano in Frankfurt.

1773: Goethe schreibt seinen „Werther“. In Gedanken spricht er mit Lotte, mit seiner Lotte. Lotte antwortet ihm, dem stürmischen Liebhaber, der jetzt Werther heißt: „O warum mußten Sie mit dieser Heftigkeit, dieser unbezwinglich haftenden Leidenschaft für alles, was Sie

einmal anfassen, geboren werden. Ich bitte Sie, mäßigen Sie sich!“ Er selbst will tot sein, wenn seine Liebe nicht erhört wird. Die hochwürdige theologische Fakultät zu Leipzig konfisziert die „Leiden des jungen Werther“, erste Zeitungskritiken sind vernichtend, und trotzdem wird das Buch der Leiden und Leidenschaften gelesen. Mit 24 Jahren ist Goethe ein berühmter Autor. Aber das reicht nicht. Am wunderschönen Rhein bei Lahnstein lernt er Lavater und Basedow kennen, zwei bekannte Philantropen. Auf einem Schiff kommt es zu jenem Dreiergespräch über den Wert der Bibel. Lavater und Basedow disputieren über die Offenbarung des Johannes, Goethe futtert derweil das Mittagessen aus Salm und Hahn. Er schildert die Begebenheit in einem Gedicht, das so endet:

„Und, wie nach Emmaus, weiter ging’s

Mit Sturm- und Feuerschritten:

Prophete recht, Prophete links,

Das Weltkind in der Mitten.“

Im Jahr 1775 verlagern sich Goethes erotische Ambitionen aufs literarische Feld: Er schreibt an Auguste Gräfin zu Stolberg seine geheimsten Gefühle. Nie hat er sie gesehen, aber es entbrennt ein höchst erotischer Briefwechsel. Zwischen diesen glühenden Briefen lernt er Lili kennen, die Tochter der reichen Bankierswitwe Schönemann. Über diese Begegnung gibt Goethe später Eckermann zu Protokoll: „War es doch derselbige nur durch Putz verhüllte Busen, der sein Inneres mir geöffnet hatte und in den ich so klar wie in den meinigen hineinsah, waren es doch dieselben Lippen, die mir so früh den Zustand schilderten, in dem sie herangewachsen, in dem sie ihre Jahre verbracht hatte...“ Mit „Stella“ entsteht in dieser Zeit das „Schauspiel für Liebende“. An seine Tante Johanna Fahlmer schreibt Goethe: „In mir ist viel wunderbares Neues. In drei Stunden hoff ich Lili zu sehen. Liebe Tante, auf den Sonntag!!! – Nehmen Sie das Mädchen an Ihr Herz, es wird Euch beiden wohlthun!“ Goethe reist nach Offenbach zu seiner Lili. Bei einer Freundin, de Demoiselle Delf in Heidelberg, finden Goethe und Lili ein Liebesnest. Zum Spaß wird geheiratet – aber nur zum Spaß. Es kommt nicht einmal zu einem richtigen Verlöbnis. Goethe empfiehlt sich auf französisch und schreibt an Lilis Okel und Tante nach Offenbach:

„Lieber Herr d’Orville, liebe Frau,

Ich bitt euch, nehmt’s nicht so genau.

Ihr kennen nun doch einmal den Affen,

Wißt ihr nichts Gescheuts mit ihm zu schaffen!“

Seinem Freund Merck gesteht Goethe nach dem Schluß mit Lili: „Ich bin wieder scheißig gestrandet und möchte mir tausend Ohrfeigen geben...“ Aber er hat schon Italien im Blick, das Land, wo die Zitronen blüh'n.

Doch Italien muß warten, Weimar ruft. Er fühlt sich „von Dämonen gerufen“ und faßt dieses Gefühl in seinem Gedicht „Urworte orphisch“ zusammen. Im Gepäck hat er schon ein Manuskript zu seinem berühmtesten Drama, dem „Dr. Faust“. Das Hoffräulein von Göchhausen darf die Blätter als erste lesen und macht sich eine Abschrift. Sie wird erst viele Jahrzehnte nach Goethes Tod gefunden und ist heute unter dem Titel „Urfaust“ bekannt.

1775 ist Weimar eine Stadt von 6000 Einwohnern. Die jungverwitwete Herzogin Anna-Amealie übergibt die Herrschaft über die Herzogtümer Weimar und Eisenach ihrem 18jährigen Sohn Carl August. Der vermählt sich mit der Prinzessin Louise von Hessen-Darmstadt. Auf der Hochzeitsreise lernt er Goethe kennen und lädt ihn nach Weimar ein. Carl-August und Johann Wolfgang treiben allerlei Hallodri. Johann Heinrich Voß, der berühmte Homer-Übersetzer, schreibt an seine Braut im Juli 1776: „In Weimar geht es erschrecklich zu. Der Herzog läuft mit Goethen wie ein wilder Bursche auf den Dörfern herum, er besauft sich und genießt brüderlich einerlei Mädchen mit ihm. Ein Minister, der's gewagt hat, ihm seiner Gesundheit halber die Ausschweifungen abzuraten, hat zur Antwort gekriegt: Er müßte es tun, sich zu stärken.“ Dichterfreunde wie Herder, Klopstock und Wieland wollen den jungen Draufgänger mit väterlichen Ratschlägen bremsen, doch Goethe antwortet nur mit einem Gedicht:

„Eines schickt sich nicht für alle.

Sehe jeder, wie ers treibe,

Sehe jeder, wo er bleibt,

Und, wer steht, daß er nicht falle!“

Er macht im Jahr 1776 die Bekanntschaft mit Charlotte von Stein, nennt sie sogleich einen Engel, verliebt sich in sie. Die schreibt an ihren Freund Zimmermann: „Mir geht's mit Goethen wunderbar!“ Besonders liebt sie das Gartenhaus, das Goethe hat bauen lassen. Aber zwischendurch flirtet Goethe mit Auguste Gräfin zu Stolberg weiter literarisch, genießt zwischendurch „Spargels mit Eierkuchen“ und gemeinsam mit dem jungen Herzog die Schönen vom Lande. Sechs Jahre ist das kleine Gartenhaus Goethes ständiger Wohnsitz, auch ständiges Liebesnest. Erst 1782 zieht er um in das geräumige Haus am Frauenplan.

Er ist 33 Jahre alt, als er Charlotte von Stein Adieu sagt. „Adieu – doch Liebe“, schreibt er ihr in der letzten Zeile seines Abschiedsbriefes, und Frau von Stein kommentiert auf der Rückseite seines Briefes: „Ob's unrecht ist was ich empfinde - - und ob ich büßen muß die mir so liebe Sünde, will mein Gewissen mir nicht sagen; vernicht' es, Himmel, du, wenn mich's je könnt anklagen!“

Ein Epigramm, das noch heute als Inschrift auf einem Stein in Goethes Garten zu finden ist, widmet er seiner Geliebten:

„Hier im stillen gedachte der Liebende seiner Geliebten;
Heiter sprach er zu mir: Werde mir Zeuge, du Stein!
Doch erhebe dich nicht, du hast noch viele Gesellen;
Jedem Felsen der Flut, die mich, den Glücklichen nährt,
Jedem Baume des Walds, um den ich wandernd mich schlinge:
Denkmal bleibe des Glücks! Ruf ich ihm Weihend und froh.
Doch die Stimme verleih ich nur dir, wie unter der Menge
Einen die Muse sich wählt, freundlich die Lippen ihm küßt.“

Der Abschied währt nicht lange, und am 30. August 1784 gesteht Goethe seiner Charlotte: „Nein, meine Liebe zu dir ist keine Leidenschaft mehr, sie ist eine Krankheit – eine Krankheit, die mir lieber ist als alle Gesundheit, und von der ich nicht genesen möchte!“

Im Herbst 1786 bricht Goethe, nun schon nach „Werthers Leiden“, „Iphigenie“ und „Torquato Tasso“ ein bekannter Dichter, nach Italien auf. Verona, Vicenza, Padua, Venedig, Bologna, Perugia, Rom. Er gibt sich als Kaufmann Müller aus, reist also unter fremdem Namen, um sich insbesondere gegenüber Damen Dinge herausnehmen zu können, die sich für einen Dichterstürzen nicht gehören. In Rom wohnt er bei dem Maler Tischbein und reist mit diesem nach Neapel. Er wünscht sich, „in dieser Schule des leichten und lustigen Lebens noch einige Zeit zu verweilen und mehr zu profitieren“. Aber beim Übersetzen nach Sizilien wird er seekrank, und ihm ist nun gar nicht mehr nach den schönen Tänzerinnen an Bord des schnellen amerikanischen Seglers.

In Neapel lernt er eine hübsche deutsche junge Dame mit literarischen Ambitionen kennen. Um ihr zu imponieren, gibt er sich zu erkennen, als sie von Goethe schwärmt. „Die schöne

Frau, vom Monde beleuchtet, schien mir immer schöner zu werden, ja ihre Lieblichkeit vermehrte sich besonders dadurch, daß ich in diesem südlichen Paradiese eine sehr angenehme deutsche Mundart vernahm...“ Trotz seines Eskapaden macht er den „Egmont“ fertig und schreibt 1788 an Herzog Carl August in Weimar:

„Cupido, loser, eigensinniger Knabe!

Du batst mich um Quartier auf einige Stunden.

Wie viele Tag und Nächte bist zu geblieben...“

Goethe erzählt Charlotte von Stein von seinen Eindrücken, als er 1788 nach Weimar zurückkehrt. Aber er erzählt längst nicht alles, und er erzählt es ihr nicht allein. Denn Christiane Vulpius, eine 23jährige hübsche Frau tritt in diesem Jahr in sein Blickfeld – und noch bedeutend näher. Er führt mit ihr eine Art Ehe ohne Trauschein.

Charlotte von Stein sieht dies mit Unbehagen, und sie beschwert sich bei Caroline Herder über Goethe. Die wiederum schreibt an ihren Mann: „Ich habe nun das Geheimnis von der Stein selbst, warum sie mit Goethe nicht mehr recht gut sein will. Er hat die junge Christiane Vulpius zu seinem Klärchen und läßt sie oft zu sich kommen usw. Sie verdenkt ihm dies sehr. Da er ein so vorzüglicher Mensch ist, auch schon vierzig Jahre alt, so sollte er nichts tun, wodurch er sich zu den andern so herabwürdigt. – Was meinst du hierüber?“ – Herder antwortet am 28. März 1789: „Was du mir von Goethens Klärchen schreibt, mißfällt mir mehr, als daß es mich wundern sollte. Ein armes Mädchen – ich könnt mir’s um Alles nicht erlauben. Ich kann dir nicht sagen, wie mir von dem gewöhnlichen Troß der Buhlereien usw. ekelt.“

Nun, Goethe findet Christiane so appetitlich, daß er mit ihr ziemlich bald nach dem ersten Kontakt ins Bett fällt. 1790 kommt die junge Frau mit Sohn August nieder. Goethe ist stolz, daß er nicht nur etwas zu Papier bringen kann, sorgt sich um seinen Sohn, als dieser an den Blattern erkrankt.

Seit 1788 sind Goethe und Schiller in engem Kontakt. Es scheint, daß diese Freundschaft und die Ehe mit Christiane Vulpius Goethe von weiteren erotischen Eskapaden abhalten. Das jugendliche Draufgängertum kommt dem Dichturfürsten im Lauf der Jahre abhanden, was ihn freilich nicht an weiteren Flirts hindert. Im August 1814 trifft er, inzwischen 65jährig, die 30jährige Marianne Jung, die der Frankfurter Bankier Willemer als 16jährige in sein Haus

genommen und in die er sich verliebt hat. Auch Goethe verliebt sich, Willemer bemerkt dies und nutzt die kurze Abwesenheit Goethes in Heidelberg, seine Angebetete schnell zu heiraten. Im Herbst dieses Jahres sind Goethe und Marianne Arm in Arm anzutreffen. Goethe dichtet: „Ich besänftge mein Herz, mit süßer Hoffnung ihm schmeichelnd. Es ist das Leben fühlwahr, aber die Hoffnung ist weit.“

Marianne ist entzückt, schreibt Goethe ins Stammbuch:

„Zu den Kleinen zähl ich mich,
Liebe Kleine nennst du mich.
Willst du immer so mich heißen,
Werd ich stets mich glücklich preisen.
Als den Größten kennt man dich,
Als den Besten ehrt man dich,
Sieht man dich, muß man dich lieben,
Wärest du nur bei uns geblieben.“

Weitere Reime fliegen hin und her zwischen Weimar und Frankfurt. Man begegnet sich mehrfach in Heidelberg. Die Freundschaft hält bis zu Goethes Tod. Als Marianne nach seiner Beerdigung seinen letzten Brief öffnet, findet sie darin folgendes Gedicht:

„Vor die Augen meiner Lieben,
Zu den Fingern die's geschrieben –
Einst, mit heißestem Verlangen
So erwartet, wie empfangen –
Zu der Brust, der sie entquollen
Diese Blätter wandern sollen!
Immer liebevoll bereit
Zeugen allerschönster Zeit.“

Aber Marianne ist nicht die letzte Flamme des alternden Goethe. Auf seiner Kur in Marienbad lernt er die Tochter seiner Wirtin kennen, Ulrike von Levetzow. Er spricht zu ihr von einer großen väterlichen Liebe und gesteht ihr zugleich, daß er von seiner Angebeteten noch einen

Sohn haben wolle – im August 1822. Goethe ist 73! Am 22. März 1832 stirbt er im Alter von 83 Jahren.

Seine wunderschönen Liebesgedichte sind größtenteils vergessen, und nur wenige Nachgeborene wissen sie richtig zuzuordnen. Was immer Goethe geschrieben hat über die Liebe – es hatte einen ganz konkreten Hintergrund, und es kommt nicht von ungefähr, daß die weibliche Hauptperson in seinem „Faust“ Gretchen heißt. Der Jugendliebe Margarete hat er in dieser Gestalt Unsterblichkeit verliehen. Ein Charmeur bis zuletzt, der seine Gefühle in wohlgeformte Verse und Dramen zu gießen wußte!